

Lyrik. Ein deutsches Lied. Von Schröngthamer-Heimdal. Kl. 8^o (164) Paderborn 1913, Junfermann. Geb. *M* 4.— **Erzfunken.** Von M. Homscheid. Kl. 8^o (112) Paderborn 1913, Junfermann. Geb. *M* 3.50.— **Im Feld- und Firnelicht.** Neue Gedichte. Von Fridolin Hofer. Kl. 8^o (82) Rempten u. München 1914, Köffel. *M* 1.50; geb. *M* 2.50.— **Sonne, ringe dich durch!** Von Schwester M. Regina Most O. P. Kl. 8^o (120) Regensburg u. Rom 1913, Pustet. *M* 2.—; geb. *M* 2.80.— **Lieder einer Seele.** Ausgewählte Gedichte der Schwester Therese vom Kinde Jesu aus dem Karmeliterorden. Aus dem Französischen übersetzt von J. P. Wanderer. Kl. 8^o (74) Aachen [o. J.], Jacobi. Geb. *M* 1.75.— **Zarathustras neue Aesthalieder.** Von Sebastian Wieser. Kl. 8^o (72) München [o. J.], Saria-Verlag. *M* 2.50; geb. *M* 4.— **Meine Schule.** Von Hans Willy Mertens. 3. und 4. Tausend. Kl. 8^o (80) Köln [o. J.], Bachem. Geb. *M* 2.—

Liebe zur Heimat und vor allem zur heimischen Natur ist einer der Grundtöne, die durch die Sammlungen von M. Homscheid, Schröngthamer-Heimdal und Hofer hindurchklingen.

Wo ich daheim? — Ich will dir's sagen:
Daheim bin ich am Hellerstrand,
Wo kühn und grün die Berge ragen;
Man heißt es dort „im Siegerland“ . . .

Da tragen Bohgeheß die Kuppen,
Viel Wälder, Wildgeblum und Korn;
Da loden Sommers Weidenhuppen
Und in dem Tal das Hirtenhorn.

Da wächst das Erz in schroffen Quadern!
Aus Eisen ist der Berge Mark;
Aus Blei und Kupfer sind die Adern,
Aus Stahl die Schültern trotzig-stark.

. . . So stark wie seiner Berge Eisen
Und reich wie sie an manchem Gut:
Mein Siegerland! Dich muß ich preisen!
Glück auf, Glück auf! in Gottes Hut!

Temperamentvoll wie diese ihre ersten Strophen ist M. Homscheid durchweg, während Schröngthamer-Heimdal mehr im Greifischen Stile dichtet und Fridolin Hofer die schwere Pracht der Alpen und die kernhafte Art ihrer Bewohner spiegelt. Eigentlich neue Inhalte bringt keiner der drei Dichter. Sie leben und schweben in der Welt jener Romantiker, die vor hundert Jahren ihre deutsche Heimat künstlerisch entdeckten. Linde und Dorfbrunnen, Posthorn und Kuhreigen, Morgenglück und Sonntagsglocken, Märchenland und Vorzeit, Träume und Erinnerungen und die in blaue Fernen seufzende Sehnsucht, das rauscht und klingt und schwärmt durch ihre Strophen. Selbst durch die besten hört man starke Eichendorffsche Anklänge:

Ein Platz ist leer. Und alle schweigen. Und draußen durch die Herbstnacht leise
Die rote Herdglut zuckt allein. Die Winde suchen hin und her,
Wie sie die Stinnen traurig neigen. Als irrte jemand auf der Reise
Im Flammenschein. Und kommt nicht mehr.

Die trüben Stunden schleichen brinnen
Vorüber ohne Wiederkehr.

Und die da atmen, finnen, finnen:

Ein Platz ist leer . . .

(Schrönghamer-Heimdal.)

Ein Fabrikshlot ragt nur selten in diese blühenden Landschaften, nicht Rauch und Rauch entstellen ihre mondbegeglänzten Flächen, und der drohnende Hammerschlag moderner Industrie findet darin nur selten ein Echo. Mehr Kultursüchtler als Kulturdichter möchte man diese sangeslustigen Poeten nennen, mag ihnen immerhin gelegentlich ein „Eisenlied“ gelingen. Das Eisen der Berge spricht:

Und ich, ich bin ein König,
Nach alles untertan:
In Luft, zu Land, zu Meere —
Ich herrsche auf dem Plan. . . .

Ich trag' in fernste Fernen
Den Ruhm von deutscher Kraft;
Von deutschem Geist und Fleiße,
Von deutscher Meisterschaft. . . .

Ich hüte still die Flamme
Des Herdes heil'ge Glut!
Ich schütz' des deutschen Landes
Und seines Volkes Gut.

In Brüderschaft und Treuen
Mit meiner Wase Blei,
Mit Gußstahl, meinem Vetter:
Kennst du die Melodei? —

Wenn wir zu der uns einen,
Dann gibt's ein schlimmes Lied,
Ein Lied, dem blut'ges Sterben
Aus wilden Noten blüht. — —

(Hornscheid.)

Will man diesen Liedern einen Beruf geben, so wäre es der, daß sie dem mächtig aufflackernden Patriotismus unserer Tage die warme, stillinnige Seele bewahren, das Wigwamglück des häuslichen Herdes und das kindliche Fühlen mit Gottes großer und schöner Natur.

Nur der Technik dieser Dichter merkt man es an, daß inzwischen ein Alien-eron gelebt und daß es einen Naturalismus auch in der Poesie gegeben hat. Sie alle haben beobachtet gelernt, und der Wechsel ihrer Landschaften ist überraschend. Auch wissen sie eine Stimmung zu geben in kurzen, greifenden Sätzen, z. B.

Glanzvolle Tage!
Sonne und Blau;
Flimmern am Hage,
Gold auf der Au.

Rot in den Ähren
Blutet der Mohn — —
Kurz wird es währen,
Dann: Sichelton. (Hornscheid.)

Tritt der Gedanke noch mehrfach in kahler Begrifflichkeit aus den wogenden Stimmungen heraus, so gelingt doch in einigen Stücken eine innige, ganz künstlerische Einfühlung in den geschilderten Gegenstand. Das scheint mir besonders auf Fridolin Hoser zu treffen. Hohes Lob verdienen die Balladen von M. Hornscheid. Sie eignen sich vorzüglich zum Vortrag. Doch wäre eine größere Auswahl dem Werte aller dieser Sammlungen nur nützlich. So würde man z. B. gleich den ersten der Hoserschen Sprüche gern missen:

Was ihr Glück nennt, ist mir die Hölle,
 Mein Seligsein euere Qual.
 Drum werde jedem nach seiner Wahl
 Die Hölle!

Tiefer ins Seelische hinein greifen die beiden Ordensfrauen Regina Most und Schwester Therese vom Kinde Jesu. Den „Liedern einer Seele“ hat vielleicht die — übrigens teilweise vorzügliche — Übersehung mit ihren gewöhnlichen und klingenden Reimen stark Eintrag getan. Die Form der poetischen Prosa oder der freien Rhythmen wäre wohl dienlicher gewesen. Alles in allem lesen sich die Strophen wenigstens glatt, und ohne Zweifel sind die Gedichte auch im Original mehr durch ihre tiefe Frömmigkeit bedeutend als durch den Zauber ihrer Kunst. Beide Sammlungen sind auf den Ton der alten Mystiker gestimmt. Ist die Französin mehr kindlich in ihrer Auffassung, dann die Deutsche mehr leidenschaftlich, ohne doch an die verhaltene Kraft der Annette von Droste heranzureichen. In beiden Büchlein ist es der süßschmerzliche Bund von Leid und Liebe, den die Braut Christi besingt.

Es hat der Schmerz sacht meine Stirn geküßt,
 Als er sich mir genah't in Kindertagen —
 Da war es mir, als ob ich sterben müßt . . .
 Und immer muß ich nun sein Zeichen tragen.

Und immer spür' ich jenes Kusses Brennen.
 Selbst in den Stunden heller Fröhlichkeit
 Wahn't's mich geheimnisvoll, daß nichts mich trennen
 Darf von dem Bräutigam, dem ich geweiht.

So kann ich nie im vollen Lichte stehn,
 Den Freudenbecher nie zur Reige trinken —
 Gar still, gesenkten Hauptes muß ich gehn,
 Geschlossnen Augs, wo tausend Zauber winken.

Er ist mein Meister, der sich mir verbunden,
 Ihm muß ich Treue halten unverrückt —
 Bis er in meines Lebens Dämmerstunden
 Den Abschiedsfuß auf meine Stirne drückt. (Regina Most O. P.)

Solche Strophen sind mehr als ein rein individuelles Erlebnis. In ihnen zittert etwas vom inneren Kampf so manches Edlen von Heute, der unter den tausend Aufgaben, die eine fortgeschrittene Kultur an ihn stellt, den Herzensdrang nach Einsamkeit und stiller Entfagung bangend fühlt und vergeblich nach einem Ausgleich ringt. Die beiden Dichterinnen haben für sich eine heroische Lösung gefunden: Volle, restlose Hingabe in sich selbst vernichtender Liebe:

Die Rose blätterleer, o Kindlein, gleicht dem Herzen,
 Das dir nur schlägt,
 Und das um dich des Lebens Not und Schmerzen
 In Liebe trägt.
 Auf deinem Altar, Herr, erblick'n manch frische Rosen
 In lichtem Schein,
 Doch meines Herzens Traum will andres Glück erlösen:
 Entblättert sein. . . . (Schwester Therese.)

Etwas Außerordentliches verspricht der Titel Zarathustras neue Avestalieder. Ein großer Wurf lag auch wohl in der Absicht des Dichters. Seine Strophen bringen eine Reihe trefflicher gedanklicher Widerlegungen entsprechender Auffassungen Nietzsches, z. B.:

Wozu der Staat? — Daß nicht wie tolle Herden
Die Menschen brausen über Berg und Tal;
Daß Ordnung walte, jene heilig große,
Die Beben spendet wie der Sonnenstrahl. . . .

Wozu der Staat? — Daß er den Schwachen schütze
Vor seines Bruders ungerechter Hand;
Daß er die Mauer seiner Tempel stütze,
Speit rachenweit der Drache Höllenbrand.

Wozu der Staat? — Wozu die starken Dämme?
Wozu die Ufer, die die Fluten lenken?
Braust nicht der Gang des Volkes gleich den Stürmen?
Wozu ein Steuer? — Um das Schiff zu schwanken. . . .

Ihr Staatsbetrunkene! Hört ihr mein Ried?
O, werdet nüchtern — und ihr kennt die Feinde.
Der ist der Feind — und der gefährlichste —
Der je des Thrones Heiligstes verneinte. . . .

Das ist gewiß richtig und auch kräftig. Aber dennoch scheint es mir hier wenig am Platze. Wodurch Nietzsche soviel schwache Geister berückt hat, ist ja nicht die Logik, sondern die Psychologie und die prophetisch eigenmächtige Sprache. Ihn darin überbieten zu wollen, scheint in jedem Falle gewagt. Gerade die vielen Anklänge und Umwertungen der Worte, Bilder und Vergleiche des wortgewaltigen Gegners bringen Sebastian Wieser ständig in die Gefahr, mit ihm verglichen zu werden.

Die erfreulichste aller hier aufgeführten Lyriksammlungen ist die Neuauflage von Hans Willy Mertens „Meine Schule“. All die trauten Bilder aus der eignen Jugend, den ersten Schultag, die Ferienfreude, Wintersport auf dem Spielplatz, Kaisersgeburtstag, Niklas und Weihnachten weiß der Dichter in anspruchsvoller und gemütreicher Sprache in uns wachzurufen. Durch die idyllischen Bilder ziehen sich ernste Gedanken über die Verantwortlichkeit des Lehrers, heilige Vorstellungen vom göttlichen Kinderfreund, düstere Schatten von sozialem Elend und sittlicher Verkommenheit. Alles ist so gesagt, wie es etwa ein treuer alter Lehrer, der wie ein Patriarch in seiner Gemeinde steht, der viel erfahren und viel gelitten und doch den seligen Humor bewahrt hat, sagen würde. Durch die Fenster und Türen seiner kleinen Schule schaut dabei überall das große Leben herein, und das macht dieses Idyll traulicher und bedeutender zugleich. Vor allem der Lehrwelt und den Erziehern der Jugend wird das Büchlein neben dem schönsten Genuß die besten Anregungen bieten. Friedrich Muckermann S. J.